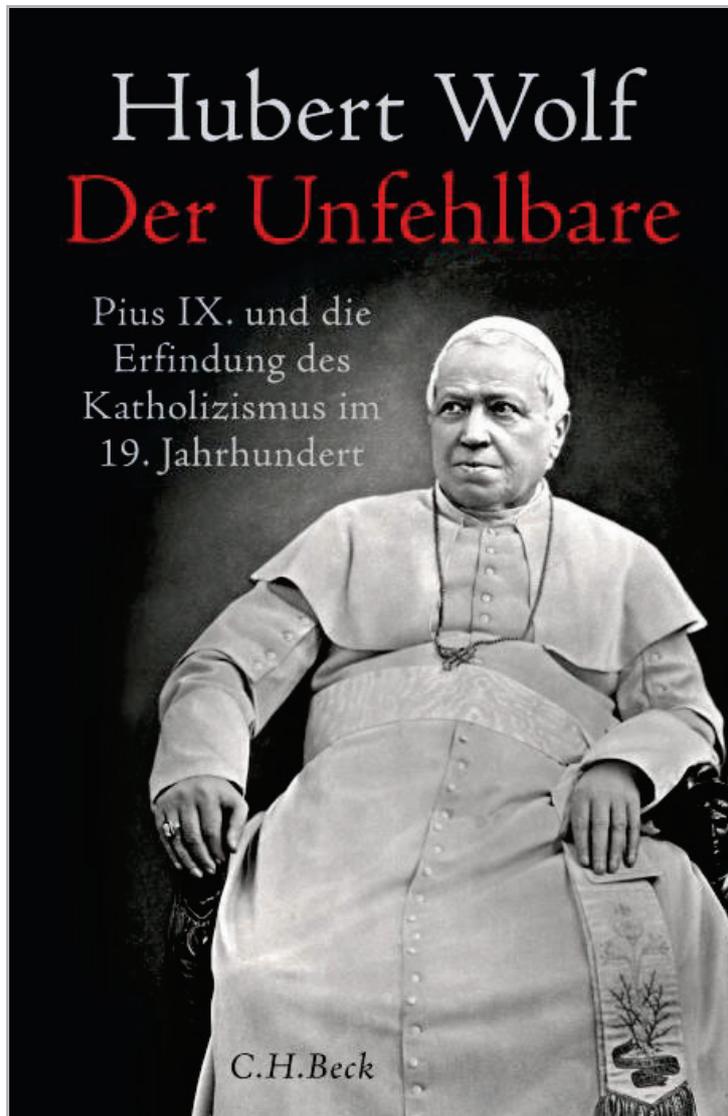


Unverkäufliche Leseprobe



Hubert Wolf
Der Unfehlbare

Pius IX. und die Erfindung des Katholizismus im 19. Jahrhundert

2023. 432 S., mit 27 Abbildungen und 1 Karte
ISBN 978-3-406-81440-2

Weitere Informationen finden Sie hier:
<https://www.chbeck.de/36517050>

© Verlag C.H.Beck oHG, München
Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.
Sie können gerne darauf verlinken.

Hubert Wolf

DER UNFEHLBARE

Hubert Wolf

DER UNFEHLBARE

Pius IX. und die Erfindung des
Katholizismus im 19. Jahrhundert

Biographie

C.H.Beck

1.–3. Auflage. 2020

Mit 27 Abbildungen und 1 Karte

4., durchgesehene Auflage. 2023

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2020

www.chbeck.de

Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte bleiben vorbehalten.

Der Verlag behält sich auch das Recht vor, Vervielfältigungen dieses Werks
zum Zwecke des Text and Data Mining vorzunehmen.

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg

Umschlagabbildung: Papst Pius IX., 1875. © akg-images

Satz: Janß GmbH, Pfungstadt

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier
(hergestellt aus chlorfrei gebleichtem Zellstoff)

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 81440 2



klimaneutral produziert

www.chbeck.de/nachhaltig

Inhalt

PROLOG

La tradizione sono io

11

ERSTES KAPITEL

Generalangriff auf die Tradition *Die Verwirrungen des jungen Gianmaria* (1792–1814)

15

Paris, Jahr 1 der Republik: Beginn einer neuen Zeitrechnung 15 –
Senigallia, 1792 nach Christi Geburt: Alles bleibt beim Alten 19 –
Paris, 1789 bis 1796: Kirche und Revolution 26 – Senigallia, 1797:
Zwei Welten begegnen sich 32 – Paris, 1799 bis 1806: Napoleon und
das Mysterium der sozialen Ordnung 35 – Senigallia, 1799 bis 1814:
Alles gerät aus dem Lot 39

ZWEITES KAPITEL

Neue Ordnung in alten Bahnen *Vom untauglichen Grafen zum begnadeten Bischof* (1815–1840)

47

Napoleon, Giovanni Maria Mastai Ferretti und ihr Papst 47 – Säku-
larisation und Säkularisationen 52 – Entscheidung vertagt: Der
Wiener Kongress 1815 55 – Entscheidung vertagt: Mastai in Rom
1815 58 – Entscheidung getroffen: Die Wiederherstellung des Kir-
chenstaats 59 – Entscheidung getroffen: Mastai in Rom 1816 62 –
Mission erfüllt: Kirche und Staat in Deutschland 65 – Mission ge-

scheitert: Als Gesandtschaftssekretär in Chile 67 – Bischöfe in Deutschland werden gewählt ... 71 – ... und ein Bischof in Rom ernannt 73 – Die Julirevolution und Roms Kampf gegen die Gottlosen 77 – Mastais Revolutionspolitik zwischen Spoleto und Imola 81

DRITTES KAPITEL

Rom oder nicht Rom

Auf der Suche nach dem rettenden Ufer

87

Das Leichenbegängnis der als tot ausgerufenen Kirche 87 – Ein Katholizismus oder viele Katholizismen? 88 – Zentripetale und zentrifugale Kräfte 91 – Austreten oder katholisch bleiben – aber wie? 98 – Erste Option: Restauration 99 – Zweite Option: Romantik 101 – Dritte Option: Aufklärung 103 – Vierte Option: Staatskirchentum 105 – Fünfte Option: Ultramontanismus 107 – ... und Giovanni Maria Mastai Ferretti? 110

VIERTES KAPITEL

Bischof, Messe, Priesterseminar

Die Erfindung der Tradition von Trient

119

Die Katze kommt aus dem Sack 119 – Das «tridentinische» Seminar wird erfunden 122 – Dekrete des Konzils von Trient zum Ersten 127 – Mastai, Fehlanzeige 130 – Der «tridentinische» Bischof wird erfunden 131 – Dekrete des Konzils von Trient zum Zweiten 138 – Mastai, der Sache nach 140 – Die «tridentinische» Messe wird erfunden 141 – Der «tridentinische» Einheitskatholizismus 145 – Mastai, zwischen römischem Sein und Schein 146

FÜNFTES KAPITEL

Der liberale Papst

Geschichte eines Missverständnisses

(1846–1858)

153

Zelanti und Politicanti: Die Papstwahlen nach der Französischen Revolution 153 – In nur vier Wahlgängen zur Zweidrittelmehrheit 158 – Der Beginn einer neuen Ära? 162 – Die Stunde der Wahrheit 166 – Flucht vor der Revolution 170 – Ein Kampf um Rom 172 – Der liberale Papst: Ein Mythos wird gemacht 178 – Der reaktionäre Papst: Der Fall Mortara und der Gegenmythos 183

SECHSTES KAPITEL

Das Übernatürliche, hier wird's Ereignis

Das Dogma von der Unbefleckten Empfängnis Mariens

(1854)

187

Erster Akt: Der 8. Dezember 1854 187 – Gianmaria und die Gottesmutter Maria 190 – Unbefleckt empfangen, theologisch umstritten 194 – Ein Jesuit macht den Weg frei 197 – Arbeit am Dogma 199 – Die Unbefleckte wird sich erkenntlich zeigen 207 – Ein Dogma macht Geschichte 212 – Lourdes und anderswo: Schützenhilfe aus dem Himmel 214

SIEBTES KAPITEL

Fels in der Brandung

*Das ordentliche Lehramt des Papstes
und die pesthaften Irrtümer der Zeit*

(1858–1864)

219

Eine unglaubliche Anklage 219 – Überirdische Vorgänge in einem römischen Kloster 224 – Als Häretiker verurteilt, vom Papst gebraucht 230 – Die Erfindung des ordentlichen Lehramts 234 – Ab-

rechnung mit alten Feinden 237 – Zweiter Akt: Der 8. Dezember 1864 241 – Voll größter Sorge: Klagelied über die moderne Zeit 245 – Achtzig Sätze: Die Irrtümer unserer Zeit 247 – Ein Weltereignis von nicht zu berechnender Bedeutung 249

ACHTES KAPITEL

Der Herr des Konzils *Unfehlbarkeit, Gefangenschaft, Tod* (1869–1878)

257

Blitz und Donner über Sankt Peter 257 – Auf dem Weg zum Konzil 259 – Die Unfehlbarkeit kommt auf die Tagesordnung 261 – Dritter Akt: Der 8. Dezember 1869 264 – Wie wird entschieden? Die Geschäftsordnungen 267 – Vom Sinn und Unsinn eines Dogmas 270 – Argumente aus der Heiligen Schrift 273 – Argumente aus der Tradition zum Ersten: Der fehlbare Papst 275 – Argumente aus der Tradition zum Zweiten: Das Konzil von Konstanz 279 – Argumente aus der Tradition zum Dritten: Der Konsens der Bischöfe 280 – Auf der Überholspur zur Unfehlbarkeit 281 – Ein neues Dogma 283 – Eine überraschend unumstrittene Dogmatische Konstitution: Dei filius 288 – Unfehlbar gefangen 292 – Einheit statt Vielfalt im Kirchenrecht 297 – Kein Recht auf einen eigenen Tod 301

NEUNTES KAPITEL

Che bello Papa! *Die Erfindung der charismatischen Papstherrschaft*

305

Das Seligsprechungsverfahren für Pius IX. 305 – Beatologie oder Pathologie? 308 – Der Anwalt des Teufels und der Anwalt Gottes 313 – Tradition, Amt, Charisma: Drei Herrschaftstypen 320 – Der Papst auf dem Altar: Die Christificatio Pius' IX. 325

EPILOG

Man hat in Rom eine neue Kirche gemacht

331

ANHANG

Dank

335

Zeittafel zum Leben von Pius IX.

337

Karte

342

Anmerkungen

343

Literatur

401

Personenregister

425

Bildnachweis

432

PROLOG

La tradizione sono io

Am Nachmittag des 18. Juni 1870 kam es im Apostolischen Palast des Vatikans zu einer denkwürdigen Szene.¹ Filippo Maria Kardinal Guidi wurde zu einer Privataudienz bei Pius IX. einbestellt, weil er es wenige Stunden zuvor in der Aula der Petersbasilika bei den Diskussionen über das geplante Unfehlbarkeitsdogma auf dem Ersten Vatikanischen Konzil gewagt hatte, darauf hinzuweisen, dass der Papst aus prinzipiellen Gründen nicht allein Glaubenssätze definieren könne. Die heilige Tradition der Kirche verlange vielmehr eine strikte Rückbindung des Pontifex an das Zeugnis der Gesamtkirche. Daher müsse der Papst, bevor er ein Dogma verkündet, unbedingt den Rat der Bischöfe einholen, «damit er von ihnen erfährt, was der Glaubenssinn der Gesamtkirche ist» und ob die infrage stehende Wahrheit wirklich «immer, überall und von allen geglaubt» worden ist.²

Pius IX. war über diese Äußerungen des Dominikanerkardinals, den er bislang für einen treuen Anhänger gehalten hatte, völlig außer sich. Er tobte. Guidi, der das cholerische Temperament Pius' IX. gut kannte, machte sich daher auf ein «nahes Unwetter» gefasst, als er sich um fünf Uhr nachmittags von seiner Wohnung im Dominikanerkloster Santa Maria sopra Minerva, in der römischen Altstadt neben dem Pantheon gelegen, zum Vatikan auf die andere Seite des Tibers aufmachte.

«Niemand hätte ich geglaubt», so herrschte der Papst den Kardinal gleich zu Beginn der Audienz unmittelbar nach dem obligatorischen Fußkuss an, «dass Eure Eminenz eine Rede zum Wohlgefallen der Opposition halten würde. Wer hat Sie gelehrt, der Sie von mir zum Kardinalat befördert und dabei aus dem Nichts herausgezogen worden sind, von der päpstlichen Unfehlbarkeit in der Weise zu sprechen, wie Sie es getan haben? Also, Ihrer Ansicht nach hängt der Papst von den Bischöfen ab,



«Ich, ich bin die Tradition, ich, ich bin die Kirche!!» Mit diesen Worten begründete Pius IX. seinen absoluten Anspruch auf Unfehlbarkeit.

wenn er ein Dogma formulieren will?» Darauf Kardinal Guidi: «Heiliger Vater, ich bin bereit, zu verteidigen, was ich gesagt habe, denn ich habe nichts gesagt, was nicht mit der Lehre des heiligen Thomas und Bellarmins übereinstimmt.»³

Der Bezug auf Thomas von Aquin war damals ein Totschlagargument, galten doch die Aussagen des großen Theologen des Mittelalters gerade in den Augen der von Pius IX. geförderten neuscholastischen Theologie als wahre und damit nicht hinterfragbare Lehre der katholischen Kirche selbst. Das hieß: Wer Thomas folgte, der war auch katholisch. Wer Thomas widersprach, der war nicht mehr katholisch.

Ein Wort gab das andere. «Nein, das ist nicht wahr», ereiferte sich Pius IX. «Sie haben gesagt, und ich weiß es, dass der Papst verpflichtet ist, für die unfehlbaren Dekrete die Traditionen der Kirchen zu befragen. Nun, das ist ein Irrtum.» Kardinal Guidi: «Es ist wahr, dass ich es gesagt habe, aber es ist kein Irrtum.» Darauf der Papst «erregt»: «Doch, es ist

ein Irrtum, denn ich, ich bin die Tradition, ich, ich bin die Kirche!!» – «Io, io sono la tradizione, io, io sono la Chiesa!!»⁴

Kardinal Guidi fühlte sich von Pius IX. nicht nur persönlich beleidigt und zu Unrecht abgekanzelt, sondern auch theologisch zum Ketzer sowie zum Feind der Kirche und des Papstes abgestempelt. Dabei hatte er sich bei seinen Ausführungen in der Konzilsaula ausschließlich auf die Tradition der Kirche und speziell auf rechtgläubige katholische Autoritäten berufen. Mehr Orthodoxie, als den heiligen Thomas von Aquin und den bedeutenden Jesuitentheologen Robert Bellarmin als Kronzeugen anzurufen, war in der Tat kaum möglich. Das war dem Papst indes völlig gleichgültig. Wenn die Tradition der Kirche und ihre großen Lehrer gegen seine Ansicht standen, wurden sie einfach ignoriert. Der Papst setzte sich vielmehr selbst an die Stelle der Tradition, ja sogar der Kirche. Entsprechend harsch kanzelte er Guidi ab: «Sie sind meine Kreatur, ohne mich wären Sie noch der obskure Mönch, der Sie gewesen sind, ich habe Sie mit Gnaden und Wohltaten überhäuft – und jetzt gehen Sie in das Lager meiner Feinde und der Feinde der Kirche über und werden zum Häretiker. Sie haben eine Rede gehalten, die verdient, dass Ihre Mitbrüder vom Heiligen Offizium Sie zum Feuer verurteilen.»⁵

Nachdem der Dominikanerkardinal den Audienzsaal verlassen hatte, ließ Pius IX. umgehend seinen Leibarzt rufen. Er hatte sich derart echauffiert, dass er einen Schlaganfall befürchtete. «Dieser Klosterbruder hat mir die Galle hochkommen lassen», rief er aus. Der Doktor fühlte den Puls des Papstes und verordnete zur Beruhigung ein «Abführmittel».⁶

Generalangriff auf die Tradition
Die Verwirrungen des jungen Gianmaria
(1792–1814)

Paris, Jahr 1 der Republik: Beginn einer neuen Zeitrechnung

In Paris, der Capitale der Grande Nation, der Hauptstadt Frankreichs, war mit dem Sieg der Revolution von 1789 eine Tradition an ihr Ende gelangt.¹ Nach Ansicht der revolutionären Chefstrategen war nicht nur das Ancien Régime untergegangen und damit eine ganz neue Zeit von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit angebrochen, sondern auch das Christentum als die bestimmende Macht vernichtet worden. Ein radikaler Neubeginn, der zugleich als die alles entscheidende Wende in der gesamten Menschheitsgeschichte propagiert wurde, sollte nun auch in einer Revolution des Kalenders Ausdruck finden und so im ganz normalen Leben der Menschen Tag für Tag erfahrbar werden. Dabei hatten die Revolutionäre die doppelte Bedeutung des Begriffs «Revolution» vor Augen: einerseits die gewalttätige «Umwälzung» der bestehenden sozialen und politischen Ordnung und andererseits den «Umlauf» eines Planeten um sein Zentralgestirn im astronomischen Sinn.² So bestimmt die einmalige «Revolution» der Erde um die Sonne die Dauer eines Jahres.

Der französische Nationalkonvent in Paris beschloss in seiner Sitzung vom 24. November 1793 nach Anhörung des Erziehungsausschusses deshalb einen wahrlich revolutionären Kalender, der die christliche Zeitrechnung vollständig ablösen sollte.³ Seitdem sich das Christentum im fünften Jahrhundert im Imperium Romanum und darüber hinaus endgültig als Staatsreligion etabliert hatte, begann man die Jahre nicht mehr nach den Regierungsdaten der Kaiser, Könige und anderer Herrscher zu zählen, sondern nach dem Datum der Geburt Christi.⁴ Diese

wurde jetzt als die große Zäsur der Weltgeschichte interpretiert und trennte die gesamte Weltzeit in zwei grundsätzlich verschiedene heilsgeschichtliche Epochen: in die Zeit vor und in die Zeit nach Christi Geburt. Die Menschwerdung Gottes in Jesus von Nazareth bildete den Wendepunkt der Geschichte schlechthin, mit der Inkarnation begann für die christliche Theologie und Weltdeutung die endgültige göttliche Heilszeit. Deshalb sprach man bei Datumsangaben nach Christi Geburt auch häufig vom «Jahr des Heils». In der Folge mussten alle vorher gültigen Zeitangaben in die christliche Zeitkonzeption umgerechnet werden, weil Christus als der Herr der Zeit galt – was nicht immer ganz einfach war.

Und auch das Jahr selbst bildete die christliche Heilsgeschichte ab und wiederholte von Advent und Weihnachten über Karfreitag, Ostern und Pfingsten bis hin zu Allerheiligen die wichtigsten Ereignisse. Dadurch erhielt das Jahr eine feste christliche Struktur, die in den agrarischen Ablauf bestens integriert war. Die Woche stammte, ohne über eine astronomische Entsprechung wie Monat und Jahr zu verfügen, aus dem jüdischen Kalender mit den sieben Schöpfungstagen des Buches Genesis und war in sechs Arbeitstage und einen Ruhetag, den Sabbat, eingeteilt. Dieser wurde durch den Sonntag als ersten Tag der Woche, den Tag der Auferstehung Jesu, ersetzt. Dadurch war die christliche Botschaft und Weltdeutung im wahrsten Sinn des Wortes Jahr für Jahr und Tag für Tag präsent und bestimmte das Alltagsleben von Christen, aber auch von Menschen, die mit Kirche und Glauben wenig am Hut hatten oder diese sogar bekämpften.

Die katholische Kirche war eben auch die Herrin der Zeit, wie zuletzt Papst Gregor XIII. im Jahr 1582 eindrücklich unter Beweis gestellt hatte. Damals glich er den Julianischen Kalender Caesars wieder an die kosmischen Tatsachen an. Der Papst ließ dazu im Oktober einfach zehn Tage aus, um Sonnenstand und Kalender wieder in Deckung zu bringen. Die orthodoxen Kirchen und die Protestanten lehnten die katholische Kalenderreform ab, weil sie keinem Diktat des Papstes folgen wollten, obwohl sie naturwissenschaftlich schlicht richtig war. Sie brauchten mitunter sogar Jahrhunderte, um sie schließlich doch zu übernehmen. Diese Verzögerung tat aber der Kompetenz von Papst und Kirche über Zeit und Ewigkeit – zumindest in deren eigenem Selbstbewusstsein – keinen Abbruch.⁵

Diese christlich-kirchliche Grundierung von Welt und Zeit musste verschwinden, wenn im revolutionären Frankreich dem verhassten Katholizismus endlich der Garaus gemacht werden sollte – davon waren die Macher der Revolution zutiefst überzeugt. «Die Ära der Franzosen» sollte, wie es im ersten Artikel des einschlägigen Dekrets des Nationalkonvents heißt, an die Stelle der endgültig abgelaufenen Ära Jesu Christi treten und rückwirkend mit dem 22. September 1792, der herbstlichen Tagundnachtgleiche, beginnen.⁶ Am Vortag, dem 21. September, war die französische Monarchie abgeschafft und die Republik ausgerufen worden.

Das Jahr wurde in «zwölf gleiche Monate von je dreißig Tagen» eingeteilt. Am Jahresende folgten fünf monatsfreie Tage, die zu Ehren der Sansculotten, die während der heftigsten revolutionären Auseinandersetzungen die radikalen Jakobiner unterstützt hatten, Sansculotiden genannt wurden. Die Siebentagewoche, die zu sehr an die biblische Schöpfungsgeschichte erinnerte, wurde abgeschafft und durch drei Dekaden pro Monat ersetzt. Die Dekadentage hatten keine eigenen Namen mehr, sondern wurden einfach durchnummeriert. Der Décadi als zehnter Tag war als Ruhetag vorgesehen. Auf diese Weise sollte insbesondere der Sonntag als Herrentag verschwinden, an dem die Heilige Messe gefeiert wurde. Die Sonntagspflicht trieb nach wie vor viele Gläubige in die Kirchen und setzte sie nach Meinung der Jakobiner immer weiter der Propaganda der verfluchten Pfarrer aus, die als die schlimmsten Konterrevolutionäre galten. Auf diese Weise hoffte der Nationalkonvent den christlichen Lebensrhythmus, der nicht nur das kirchliche, sondern auch das gesellschaftliche und politische Leben dominierte, endgültig durchbrechen zu können.

Hinter der revolutionären Kalenderreform stand zunächst sicherlich die «aufklärerische Lust am glatt und gleichmäßig Teilbaren», insbesondere «an der Ästhetik des Dezimalsystems».⁷ Unterschiedlich lange Monate von dreißig, einunddreißig und achtundzwanzig Tagen Dauer und die Siebentagewoche galten als unlogisch. Vor allem der jährlich wechselnde Termin des Osterfestes – immer am Sonntag nach dem ersten Frühlingsvollmond –, von dem wiederum zahlreiche andere christliche Feste und damit auch Termine des öffentlichen Lebens abhingen, war den radikalen Aufklärern ein Gräuel.

Bei den Beratungen im Erziehungsausschuss befeuerten sich aufgeklärter Impetus und radikaler antikirchlicher Affekt gegenseitig, was am

Ende den Ausschlag für die Revolution des Kalenders gegeben haben dürfte. Es wurde behauptet, die christliche Zeitrechnung habe über «achtzehn Jahrhunderte lang den Fortschritt des Fanatismus gesichert» und den «skandalösen Triumph von Hochmut, Laster und Dummheit» verursacht. Der Mathematiker und entschiedene Kirchenfeind Charles-Gilbert Romme brachte die Notwendigkeit der radikalen Kalenderreform und den damit verbundenen Beginn einer ganz neuen Epoche so auf den Punkt: «Die alte Zeitrechnung war die Ära der Grausamkeit, der Lüge, der Perfidie und des Sklavengeistes» – die Zeit des Christentums eben. Jetzt schlage die Zeit «ein neues Buch in der Geschichte auf; und in ihren neuen, majestätischen, einfach-gleichmäßigen Ablauf gilt es mit kraftvollem Meißel die Annalen des wiedergeborenen Frankreich einzutragen».⁸

Einen derart massiven Angriff hatte die Kirche seit den Verfolgungen im Römischen Reich nicht mehr erlebt. Vor allem Frankreich hatte über viele Jahrhunderte als älteste und treueste Tochter Roms und des römischen Katholizismus gegolten. Ausgerechnet hier sollte jetzt der Anfang vom Ende der christlichen Zeitrechnung und der katholischen Kirche in Europa und der Welt eingeläutet werden. Eine ganz neue Zeit von Republik statt Kirche, von Vernunft statt Offenbarung, von Wissenschaft statt Glauben, von Demokratie statt Hierarchie, von mündigen Staatsbürgern statt unmündigen Kirchenschafen sollte beginnen. Katholische Kirche und christlicher Glaube sollten keinen Platz mehr haben in der von der Revolution neu geschaffenen Welt.

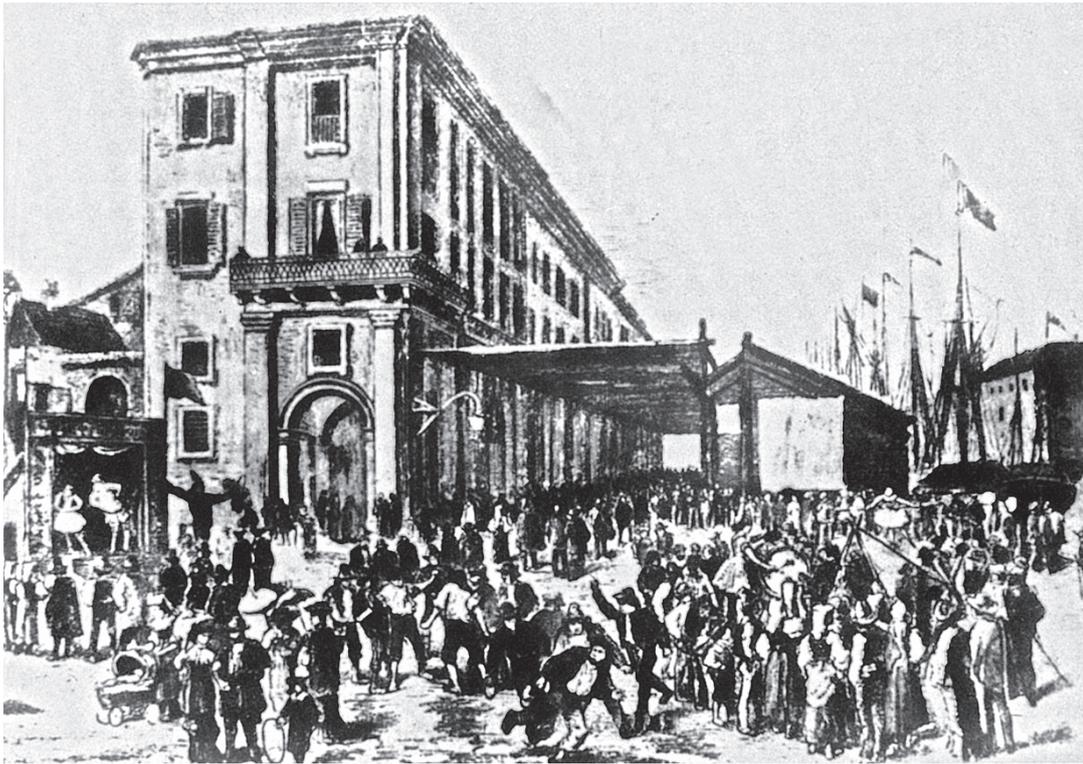
Für all das stand der neue Kalender. Eine achtzehn Jahrhunderte währende Tradition sollte durch den revolutionären Generalangriff endgültig beendet werden. To be or not to be: Für den Katholizismus ging es ums Ganze. Wie sollte die Kirche auf diese existenzbedrohende Herausforderung reagieren? Konnte sie irgendwie verhindern, dass sich die verunsicherten und verfolgten Gläubigen dem revolutionären Druck beugten und dem Christentum abschworen? Und vor allem: War die Kirche in der Lage, ihnen neue Hoffnung und Identität zu vermitteln?

*Senigallia, 1792 nach Christi Geburt:
Alles bleibt beim Alten*

Senigallia, abseits der großen geistigen Ströme und politischen Entwicklungen in den Marken zwischen Rimini und Ancona an der adriatischen Küste Italiens gelegen, hatte damals gerade einmal achtzehntausend Einwohner.⁹ Die Stadt besaß wie jede anständige italienische Stadt einen Bischofssitz und gehörte seit vielen Jahrhunderten zum Kirchenstaat, dem weltlichen Herrschaftsgebiet des Papstes. Dieser machte zu dieser Zeit immerhin ein Drittel der italienischen Halbinsel aus und lag wie ein Sperrriegel zwischen den spanisch dominierten Gebieten im Süden und den österreichischen Territorien wie der Toskana, der Lombardei und Venetien in Norditalien. Eine der achtzig Diözesen war Senigallia mit rund sechzigtausend Katholiken.¹⁰ Die Stadt selbst war einer der wichtigsten Umschlagplätze für Waren aller Art im Kirchenstaat. Die Marktfreiheit führte dazu, dass Ende des achtzehnten Jahrhunderts Schiffe aus mehr als fünfzig Herkunftsorten im Hafen anlegten, um Handel in großem Stil zu treiben. Güter aus Russland und Norwegen, aus Dalmatien, Griechenland und dem Osmanischen Reich wurden hier umgeschlagen. Nürnberger Kaufleute unterhielten in Senigallia sogar eine feste Handelsniederlassung. Die wirtschaftliche Dynamik, der freie Handel und die Begegnung von Menschen aus aller Herren Länder mit ganz unterschiedlichen Sitten, Gebräuchen und religiösen Überzeugungen standen in einer Spannung zum konservativen Grundzug des politischen und religiösen Lebens in der Bischofsstadt. Einige wenige adelige Familien bildeten hier ein oligarchisches System und teilten die Ämter in Stadt und Bistum mehr oder weniger unter sich auf.

In Senigallia war aus katholischer Sicht 1792 die Welt noch in Ordnung. Von revolutionären Wirren war an diesem Ort am Rande des Kirchenstaats kaum etwas zu spüren. Die Französische Revolution schien eine rein französische Angelegenheit zu sein. Eine selbstverständliche barocke katholische Frömmigkeit prägte das Leben der Gläubigen, die weltliche Herrschaft des Papstes über die Marken und die Stadt selbst war unbestritten.

Eine der bedeutenderen Familien dieser Oligarchie, die seit Generationen im Rat der Stadt, in der Bürgermiliz, aber auch im Domkapitel



Senigallia, an der adriatischen Küste gelegen, war ein bedeutender Handelsplatz. Die regelmäßig stattfindende «Grande Fiera», die große Messe, spielte dabei eine wichtige Rolle.

der Bischofskirche eine wichtige Rolle spielte, waren die Mastai Ferretti.¹¹ Sie besaßen seit Ende des sechzehnten Jahrhunderts in Senigallia einen Palazzo und – wie es für eine halbwegs begüterte Familie üblich war – einige Kilometer entfernt in Roncitelli eine Villa auf dem Land. Die Mastai führten seit Beginn des achtzehnten Jahrhunderts den Grafentitel und gehörten damit zum italienischen Provinzadel. Vielleicht waren sie daher so peinlich darauf bedacht, ihre Rolle an der Spitze der gesellschaftlichen Pyramide der Stadt zu erhalten und gleichzeitig vom Freihandel finanziell zu profitieren, nach dem Motto: kirchlich und politisch streng konservativ, aber wirtschaftlich liberal.

In diese Familie hinein wurde am 13. Mai 1792, einem Sonntagmorgen, gegen sechs Uhr als neuntes und letztes Kind des Grafen Girolamo Mastai Ferretti und seiner Ehefrau Caterina Solazzi di Fano ein Sohn geboren.¹² Die beiden waren seit 1780 verheiratet und hatten bereits drei Söhne, Gabriele, geboren 1781, Giuseppe 1782 und Gaetano 1783, sowie fünf Töchter, Maria Virginia, geboren 1785, Maria Teresia 1786,



Die Familie Mastai Ferretti war eine der führenden Familien Senigallias und besaß hier seit Ende des sechzehnten Jahrhunderts einen Palazzo.

Maria Isabella 1787, Maria Tecla 1788 und Virginia Margherita 1790, die alle mit Ausnahme von Maria Virginia, die bereits als Kleinkind starb, ein höheres Lebensalter erreichten.¹³ Der jüngste Mastai Ferretti wurde, wie damals üblich, noch am Tag seiner Geburt auf den Namen Giovanni Maria Giovanni Battista Pietro Pellegrino Isidoro getauft, da ein nicht getauftes Kind im Fall seines Todes nach der Lehre der Kirche keine Chance hatte, in den Himmel zu kommen. Die Taufe spendete ein Bruder des Vaters, der Kanoniker Andrea Mastai, der später Bischof des Nachbarbistums Pesaro werden sollte.¹⁴

Der Taufbucheintrag springt ins Auge. Das gerade wenige Stunden alte Kleinkind wurde mit dem Titel «Illustrissimo Signore» – was wohl am besten mit «Hochwohlgeborener Herr» zu übersetzen sein dürfte – unter Nummer 38 der Täuflinge im Jahre des Herrn 1792 aufgeführt.¹⁵ Dieser hochtrabende Titel wirkt heute für ein wenige Stunden altes Baby etwas lächerlich. Er zeigt aber, dass die althergebrachten Traditionen und vor allem das Standesdenken des Ancien Régime in Senigallia noch



Contessa Caterina Solazzi di Fano, die Mutter Pius' IX.

ungebrochen funktionierten. Von Liberté, Egalité, Fraternité und einer neuen Zeit war hier nichts zu spüren. «Die Macht der Gewohnheit und der Automatismus» führten dem Schreiber der Taufmatrikel, dem Kanoniker Pietro Venturi, offenbar die Feder.¹⁶

Der Taufbucheintrag des kleinen Giovanni Maria zeigt aber auch noch etwas anderes. Es sind nämlich keine Taufpaten eingetragen, die man sicher aus der Familie oder verwandten Adelligen der Stadt ausgewählt hätte. Stattdessen war die Hebamme Girolama Moroni, die das Kind auch entbunden hatte, Taufzeugin. Das spricht für eine Nottaufe unmittelbar nach seiner Geburt im Palazzo der Familie, die offenbar nicht ohne Komplikationen verlaufen war. Ob Giovanni Maria zu früh auf die Welt gekommen war oder ob sich sein Zustand allgemein als so besorgniserregend darstellte, dass sein Onkel ihn in aller Eile mit Taufwasser besprengte, steht dahin.¹⁷

Die spätere hagiographische Geschichtsschreibung sollte die Nottaufe weitgehend verschweigen, weil sie für einen künftigen Heiligen wohl nicht angemessen erschien. Immerhin wurde eine schwierige Geburt konzediert, aus der die fromme Mutter selbstredend entsprechende Konse-



*Conte Girolamo Mastai
Ferretti, der Vater Pius' IX.*

quenzen gezogen haben soll: Caterina weihte den Jungen umgehend aus Dankbarkeit für ihre Hilfe der Jungfrau Maria. Jedenfalls fühlte sich Giovanni Maria von Kindesbeinen an und Zeit seines Lebens unter den besonderen Schutz der Gottesmutter gestellt und brachte ihr eine intensive Verehrung entgegen.¹⁸

Während seiner Kinderjahre soll Giovanni Marias Mutter einen großen Einfluss auf ihn ausgeübt haben. Mit seinem Vater verbrachte er, wie damals für Kinder seines Standes nicht außergewöhnlich, nur wenig Zeit. Ob aber das fromme Klischeebild von der Mutter eines künftigen Papstes und Heiligen, die natürlich nicht nur «überaus religiös», sondern auch eine enthusiastische Marienverehrerin mit einem Hang zu mystischen Erfahrungen gewesen sein musste, der Wirklichkeit entspricht, steht dahin.¹⁹ Carlo Falconi sieht in der Contessa Caterina Solazzi di Fano im Gegenteil eine «eiserne Frau», der jeglicher Hang zu Mystik und spiritueller und religiöser Übersteigerung abgegangen sei.²⁰

Die Kinder aus adeligen und großbürgerlichen Familien wurden an

der Wende vom achtzehnten zum neunzehnten Jahrhundert ohnehin von Ammen und Kindermädchen großgezogen. Das war auch bei Giovanni Maria der Fall. Seine Amme Marianna Chiarini war in Kindertagen seine wichtigste Bezugsperson, die Mutter scheint sich – wie bei Damen ihres Standes üblich – nicht über Gebühr um ihren jüngsten Sprössling gekümmert zu haben. Auf die übliche distanzierte Erziehung seiner Zeit und seines Standes reagierte der spätere Papst wahrscheinlich mit einem gesteigerten Liebesbedürfnis und einer großen Abhängigkeit von seinem unmittelbaren Umfeld.

Wie dem auch immer sei: Für die katholische Kirche sollte an eben jenem Sonntag, dem 13. Mai 1792 Anno Domini, eine neue Zeit anbrechen und von da ausgehend der Katholizismus neu «erfunden» werden. Im langen neunzehnten Jahrhundert, das die Geschichtsschreibung von der Französischen Revolution 1789 bis zum Ende des Ersten Weltkriegs 1918 dauern lässt, sollte die katholische Kirche eine neue, ganz auf den Papst in Rom zentrierte Identität erhalten.²¹ Denn der kleine «Illusterrissimo Signore» Giovanni Maria Mastai Ferretti bestieg im Jahr 1846 als Pius IX. den Stuhl Petri und wurde 1870 der erste unfehlbare Papst der Kirchengeschichte. Als erster Nachfolger des Apostelfürsten Petrus verfügte er über einen unbeschränkten Jurisdiktionsprimat über die ganze Weltkirche. Die römisch-katholische Kirche, wie wir sie heute kennen, ist ohne Giovanni Maria Mastai Ferretti kaum vorstellbar. Man könnte sogar sagen, dieser Vicarius Christi hat die Kirche Jesu Christi neu gegründet. Aber bis dahin war es noch ein weiter und nicht unbedingt geradliniger Weg, und 1792 konnte dies niemand voraussehen.

Von den Vorgängen im Paris des Jahres 1789 hatte man in Senigallia zwar gehört, aber man schien das Ganze wie auch anderswo in Europa für eine innerfranzösische Angelegenheit zu halten. Erst als eine Reihe von Priestern und Ordensleuten, die vor den Verfolgungen aus Frankreich geflohen waren, nach Senigallia kamen und als Augenzeugen und Betroffene von der Französischen Revolution und ihren Schrecken berichteten, fanden sie zahlreiche interessierte Zuhörer. Dadurch wurden die Pariser Zustände an der Adria bekannt – freilich aus der Perspektive von Opfern der Revolution.²² Da rund achtzig Prozent der Einwohner Senigallias Ende des achtzehnten Jahrhunderts weder lesen noch schreiben konnten und für sie Gazetten und andere Druckschriften als Informationsquellen ausschieden, kam der «propaganda orale», den

unterschiedlich gefärbten mündlichen Berichten und Predigten, zentrale Bedeutung für die Wahrnehmung der revolutionären Ideen und Vorgänge in Paris zu.²³

Die Geistlichen hatten Schreckliches erlebt. Die Schilderung der Hinrichtung zweier adeliger Damen – Mutter und Tochter – und der Schwierigkeit, ihnen auf dem Weg zum Schafott die Sterbesakramente spenden zu können, dürfte typisch sein. «Plötzlich bezog sich der Himmel, fern grollte der Donner ... Es wehte nun ein heftiger Wind, das Gewitter entlud sich. Schnell aufeinander folgten die Blitze, die Donnerschläge. Es begann zu regnen. Ein Wolkenbruch.» Für Abbé Carrichon ging die Welt unter, der Himmel machte deutlich, was er von der Terreur der Jakobiner hielt. Die Delinquenten wurden, begleitet von einer johlenden Menschenmenge, auf rumpelnden Karren zum Richtplatz geführt. Der Geistliche versuchte, mit den Wagen Schritt zu halten und den adeligen Damen, wie er es versprochen hatte, die sakramentale Losprechung zu erteilen.

«Als der Karren langsamer fuhr, blieb ich stehen, wandte mich ihm zu und machte Madame de Noailles ein Zeichen, das sie sofort verstand: «Mama, Monsieur Carrichon will uns die Absolution erteilen.» Sogleich senkten sie die Köpfe, mit einem Ausdruck von Reue, Freude und Rührung, der mich erbaute. Ich hob die Hand, ließ den Kopf bedeckt und sprach sehr deutlich und mit übernatürlicher Konzentration die ganze Formel der Absolution und die Worte, die ihr folgten. ... Von diesem Augenblick an beruhigte sich das Gewitter, der Regen ließ nach; es schien nur niedergegangen zu sein, um die Erfüllung des von beiden Seiten so sehnlich gehegten Wunsches möglich zu machen. Ich segnete Gott, und auch sie taten es. Ihr Gesicht drückte nur noch Zufriedenheit, Abgeklärtheit, Freude aus.»

Auf dem Richtplatz angekommen, wo die «Opferung» stattfinden sollte, nahm Abbé Carrichon mit Ekel die «laute Freude, die abscheulichen Witze der Zuschauer» wahr. «Der Henker und seine Knechte stiegen hinauf und ordneten alles an. Der oberste zog einen blutroten Mantel über seine Kleider. ... Besonders der große Knecht war der Gegenstand der Bewunderung und des Lobes der Kannibalen, wegen seiner Tüchtigkeit und Besonnenheit, wie sie sagten. Als alles geregelt war, stieg der alte Mann mithilfe der Henker hinauf. Der Henkermeister packte ihn am linken Arm, der große Knecht am rechten, der zweite bei den Beinen; im

Nu lag er auf dem Bauch, der Kopf wurde abgeschlagen und der völlig bekleidete Körper sofort in einen riesigen Sturzkarren geworfen, wo alles im Blut schwamm; und so ging es immer weiter. Welche entsetzliche Schlächtere! ... Madame d'Ayen stieg als zehnte hinauf. Wie froh sie schien, vor ihrer Tochter sterben zu können, und wie zufrieden die Tochter, der Mutter nicht vorausgehen zu müssen! Der Henker riss ihr die Haube ab. ... Wie rührend, diese ganz in Weiß gekleidete junge Frau zu sehen! Sie erschien viel jünger, als sie in Wirklichkeit war. Sie bot sich dar wie ein sanftes, zartes Lamm, das man schlachten will. Ich glaubte, dem Martyrium einer der heiligen Frauen oder Jungfrauen beizuwohnen, die auf den Bildern von Correggio und Domenico dargestellt sind. Was bei ihrer Mutter passierte, geschah auch bei ihr. ... Und ach! Wie viel rotes Blut schoss aus Kopf und Hals! ... Aber sie ist ja jetzt selig! schrie ich innerlich, als man den Körper in den furchtbaren Sarg warf.»²⁴

Paris, 1789 bis 1796: Kirche und Revolution

Von einem prinzipiellen Gegensatz zwischen der Französischen Revolution und der katholischen Kirche konnte ursprünglich jedoch nicht die Rede sein.²⁵ Denn bei näherem Hinsehen zeigt sich, dass die Geschehnisse von 1789 ohne die Beteiligung von Kirchenvertretern nicht denkbar gewesen wären. Nach Ansicht mancher Forscher haben reformkatholische Kreise gerade in Frankreich die zentralen Ideen der Revolution wie Menschenrechte und Demokratie sogar vorgedacht. Ohne Kirche hätte es letztlich keine Revolution gegeben.

Am Vorabend von 1789 schien die Position der katholischen Kirche in Frankreich trotz einer sich bereits im Verlauf des achtzehnten Jahrhunderts anbahnenden Entchristlichungsbewegung – vor allem unter den Intellektuellen – weitgehend unangetastet zu sein. Der Katholizismus war nach wie vor Staatsreligion. Der Klerus, der neben einhundertfünfunddreißig Bischöfen rund fünfzigtausend Priester im Pfarrdienst, achtzehntausend Stiftsherren und fünfundzwanzigtausend Ordensmänner umfasste, bildete in der feudalen Gesellschaft einen eigenen Stand: bezeichnenderweise den ersten. Geistliche konnten nicht vor ein weltliches Gericht gestellt werden, gleichgültig welches Verbrechen sie sich

hatten zuschulden kommen lassen. Ihre Vergehen wurden ausschließlich von geistlichen Richtern untersucht. Der geistliche Stand besaß außerdem rund ein Zehntel des Grund und Bodens in Frankreich. Den zweiten Stand bildeten die Adeligen, den dritten Bürger und Bauern.

Vor allem der erste Stand bildete jedoch keineswegs eine in sich geschlossene Einheit. Vielmehr spiegelten sich die Probleme und sozialen Verwerfungen der gesamten französischen Gesellschaft der damaligen Zeit in den Auseinandersetzungen innerhalb dieses Standes wider. Einen guten Einblick in die vorrevolutionäre Situation des Klerus geben die sogenannten Beschwerdehefte, die der König im Vorfeld der Einberufung der Generalstände 1788 angefordert hatte.

Die Mehrzahl der nichtgeistlichen Autoren der *Cahiers de Doléances* sprach sich für den Fortbestand des Katholizismus als Staatsreligion aus, vor allem, weil sie mit der praktischen Arbeit der Seelsorgegeistlichkeit vor Ort weitgehend zufrieden waren.²⁶ Heftige Kritik erfuhr dagegen der zurückgezogen hinter Klostermauern lebende kontemplative Ordensklerus, der als nutzlos angesehen wurde, weil er für die einfachen Gläubigen nichts brachte. Die klerikalen Steuerprivilegien sollten abgeschafft und die Erträge des Zehnten künftig sozial-caritativ eingesetzt werden.

Der niedere Klerus klagte in seinen Beschwerdeheften fast durchgängig über eine weitverbreitete Tyrannei der Bischöfe und forderte Versammlungsfreiheit für die Pfarrer sowie eine angemessene Alterssicherung. Landpfarrer und Vikare waren weitgehend verarmt, weil die kirchlichen Abgaben meist direkt an den Bischof gingen, der nur sehr wenig an den Seelsorgeklerus weitergab. Nicht zuletzt deshalb entwickelten sich die wöchentlichen Dekanatskonferenzen der einfachen Geistlichkeit mehr und mehr von frommen Gebetsveranstaltungen zu politischen Treffen und gerieten dadurch immer stärker in eine Opposition zu den meist adeligen Bischöfen. Die Probleme der städtischen Unterschichten und der Bauern auf dem Land, die zu wichtigen Akteuren der Revolution werden sollten, waren im Wesentlichen auch die Probleme der Vertreter des niederen Klerus.

Bei der Bestimmung der Zusammensetzung der Generalstände im Jahr 1789 erhielten alle katholischen Geistlichen mit Ausnahme der Vikare dasselbe Wahlrecht. Für den ersten Stand ergab sich folgende Sitzverteilung: Von den zweihunderteinundneunzig Sitzen fielen zweihundertacht auf Pfarrer, fünfundvierzig auf Bischöfe, zwanzig auf Äbte,

zwölf auf Kanoniker und sechs auf Generalvikare – ein klarer Wahlsieg des niederen Klerus. Die Forderung nach einer Abstimmung nach Köpfen statt nach Ständen, die der dritte Stand erhob, lehnte der Klerus zunächst ab. Der dritte Stand war zwar von drei- auf sechshundert Köpfe verdoppelt worden, was aber bei einer nach Ständen getrennten Abstimmung allenfalls von kosmetischer Bedeutung war.

Am 13. Juni 1789 schlossen sich jedoch drei Pfarrer aus dem ersten dem dritten Stand an. Als sich der dritte Stand am 17. Juni schließlich zur Nationalversammlung erklärte, entschieden sich am 19. Juni weitere einhundertneunundvierzig Mitglieder des ersten Standes zum Übertritt in den dritten Stand. Dadurch verhalfen die katholischen Kleriker der parlamentarischen Revolution zum Durchbruch.

Doch schon in der Anfangsphase der Revolution von 1789 bis 1792, die auch als «Reformwerk der Konstituante» bezeichnet wird, verloren die Geistlichen rasch all ihre Privilegien.²⁷ Das bedeutete vor allem den Verzicht auf den Zehnten und die Preisgabe von Steuer- und Gerichtsimmunitäten. Damit hörte der Klerus auf, als eigener Stand zu existieren: Fortan gab es in Frankreich nur noch Bürger. Auch die katholische Kirche war nicht länger exklusive Staatskirche, denn die Angehörigen aller nichtkatholischen Religionsgemeinschaften erhielten neben der Kultfreiheit auch die zivilrechtliche Gleichstellung und den freien Zugang zu allen öffentlichen Ämtern. Dazu kam die Emanzipation der Juden. Um einen drohenden Staatsbankrott abzuwenden, wurden an der Jahreswende 1789/90 zudem alle Kirchengüter verstaatlicht und versteigert. Allerdings brachte diese Maßnahme nicht den erhofften Erfolg, da das Papiergeld, das zur Beschleunigung des Verkaufs eingeführt wurde, rasch seinen Wert verlor.

Ein entscheidender Schritt auf dem Weg der Revolution war die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte vom 26. August 1789. In «Gegenwart und unter dem Schutz des höchsten Wesens» erklärte die Nationalversammlung siebzehn Grundrechte für verbindlich. In Satz 1 hieß es: «Die Menschen werden frei und gleich an Rechten geboren und bleiben es.» Satz 3 proklamierte: «Der Ursprung aller Souveränität liegt seinem Wesen nach beim Volk.» Und Satz 10 stellte fest: «Niemand soll wegen seiner Ansichten, auch nicht wegen der religiösen, beunruhigt werden.» Zentral ist Satz 11: «Die freie Mitteilung der Gedanken und Meinungen ist eines der kostbarsten Rechte des Menschen.»²⁸ Ein gewisser Trans-

zendenzbezug ist zwar noch zu erkennen, weil vom «Schutz des höchsten Wesens», dem «Être suprême» die Rede ist, Gott als Ursprung und Quelle des Rechts – wie das nach klassisch-katholischer Vorstellung unverzichtbar war – kommt dagegen nicht mehr vor. Naturrecht und göttliches Recht wurden durch Volkssouveränität ersetzt.

Im Februar 1790 wurden alle Orden und Klöster aufgehoben, weil die Ordensgelübde Armut, Keuschheit und Gehorsam als den Grund- und Menschenrechten widersprechend angesehen wurden. Mit dem Vorwurf der «schwelgerischen und liederlichen Lebensweise» der Mönche und Nonnen wurde ein ganzer Stand pauschal diskreditiert.²⁹

Der Katholizismus konnte seine Stellung als französische Staatsreligion nicht halten, was den revolutionären Vorstellungen von der Freiheit der religiösen Bekenntnisse entsprach. Eine Autonomie, die ihr nach ebendiesen Prinzipien eigentlich zustand, erhielt die katholische Kirche aber auch nicht. Hatte im Ancien Régime im Grunde das Prinzip gegolten, dass der Staat ein Teil der Kirche sei, stellte die Nationalversammlung diesen Grundsatz auf den Kopf und erklärte die katholische Kirche zu einem Teil des französischen Staats, die diesem zu dienen hatte. Die Argumentation lief darauf hinaus, zwischen Dogma und Disziplin, also zwischen Glaubenssätzen und der äußeren Organisation der Kirche zu unterscheiden. Der Staat habe deshalb das Recht und sogar die Pflicht, die kirchlichen Institutionen wie alle anderen gesellschaftlichen Einrichtungen im Sinne der Revolution zu kontrollieren und zu reformieren.

So kam es schließlich zur berühmt-berüchtigten «Zivilkonstitution des Klerus» vom 24. August 1790.³⁰ Nach dem Vorbild der «Urkirche» der ersten drei Jahrhunderte sollten im Sinne des aufgeklärten Utilitarismus nur die «nützlichen» Kirchenstellen erhalten bleiben. Da staatliche und kirchliche Einheiten geographisch deckungsgleich sein sollten, wurden die Diözesangrenzen den Grenzen der Départements angepasst und die einhundertfünfunddreißig historisch gewachsenen und teils bis in die römische Zeit zurückreichenden Diözesen Frankreichs auf dreiundachtzig reduziert. Alle geistlichen Ämter sollten durch Wahl in staatlichen Gremien mit einfacher Stimmenmehrheit besetzt werden. Die Bischöfe wurden durch die Départementswähler, die Pfarrer durch die Mitglieder des Gemeindedistrikts bestimmt. Bei kirchlichen Stellenbesetzungen durften alle Bürger mit abstimmen, weshalb auch Protes-

tanten und Juden an der Besetzung katholischer Pfarreien beteiligt waren. Alle Bischöfe und Pfarrer hatten einen feierlichen Eid auf die französische Verfassung zu leisten. Im Gegenzug standen die Geistlichen als Staatsbeamte auf der Gehaltsliste der Französischen Republik.

Alles kam nun darauf an, ob der Papst die Zivilkonstitution des Klerus und die Erklärung der Menschenrechte akzeptieren würde oder nicht.³¹ Pius VI. zögerte die Entscheidung, ob diese Erlasse mit dem katholischen Glauben vereinbar waren oder nicht, über acht Monate lang hinaus, obwohl er insgeheim schon sehr früh entschlossen war, beide zu verwerfen. Die französischen Bischöfe hatten vom Staat gefordert, zunächst die päpstliche Zustimmung zur Zivilkonstitution abzuwarten und diese erst dann in Kraft zu setzen. Auf diese Bitte ging die Nationalversammlung zunächst ein. Als aber am 30. September 1790 Toussaint-François-Joseph Conen de Saint-Luc, der Bischof von Quimper, starb, ordnete das Parlament an, seinen Nachfolger nach den in der Zivilkonstitution festgelegten Bestimmungen zu wählen. Der von den Départementswählern zum neuen Oberhirten von Quimper bestimmte Louis-Alexandre Expilly de la Poipe fand jedoch keinen Bischof, der ihm die notwendige Bischofsweihe gespendet hätte. Darauf reagierte die Nationalversammlung äußerst verärgert und verlangte am 27. November 1790 von allen einhundertfünfunddreißig Bischöfen und rund vierundvierzigtausend Priestern, innerhalb von acht Tagen den Treueeid auf die Zivilkonstitution zu leisten. Es kam zum Schisma, und die französische Kirche spaltete sich in zwei Lager: in den konstitutionellen Klerus, der den geforderten Eid ablegte, und in den Klerus der Eidverweigerer, der das ablehnte.

Pius VI. verurteilte schließlich im Breve *Quod aliquantum* vom 10. März 1791 die Zivilkonstitution, ihre Staats- und Kirchenidee und verwarf zugleich die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte.³² Schon die Konstitution, die auf eine Vermischung von Religion und Politik bei strikter Unterordnung der Kirche unter den Staat hinauslief und alles der Volkssouveränität unterwarf, hatte einen Konflikt von Revolution und Kirche mehr als wahrscheinlich gemacht. Nun verdammt der Papst die Revolution und ihre Freiheitslehre in Bausch und Bogen und erklärte die Behauptung einer angeborenen Freiheit und Gleichheit aller Menschen für sinnlos. Damit stürzte er die französischen Katholiken endgültig in einen schweren Gewissenskonflikt und die Kirche als Institution in eine

tiefe Krise. Nur sieben Bischöfe, aber über die Hälfte des Pfarrklerus leisteten den Eid auf die Zivilkonstitution, der Rest verweigerte ihn und war daher heftigen Schikanen und Verfolgungen ausgesetzt.

Trotz gewisser retardierender Elemente im weiteren Verlauf der Revolution, wie etwa der Erklärung vom 7. Mai 1791, wonach Religion Privatsache sei, über die der Staat keine Kontrolle ausüben könne und wolle, hielt die Nationalversammlung grundsätzlich an der Geltung der Zivilkonstitution fest. In der Phase der Terreur kam es zu schlimmen Priesterverfolgungen. Während der Massaker im September 1792 wurden allein in Paris über zweihundert Priester ermordet. In den folgenden Monaten flohen mehr als dreißigtausend Geistliche ins Ausland. Teilweise wirkten Pfarrer, die den Eid verweigert hatten, aber auch im Untergrund weiter. Die revolutionäre Bewegung ging jedoch bald über die konstitutionelle Kirche hinweg, die gut katholisch und gut französisch zugleich sein wollte. Schließlich verlor sie mit der Einführung der Zivilstandsregister am 20. September 1793, die eine Eheschließung vor staatlichen Instanzen vorschrieb, auch noch ihre letzte, entscheidende gesellschaftliche Rolle. Eine ganze Reihe konstitutioneller Priester heirateten, weil sie die Ehe als Menschenrecht betrachteten. Als jedoch viele von ihnen, vor allem auf dem Land, die föderalistische Bewegung unterstützten, die sich gegen das Diktat der Pariser Zentrale wandte, wurden auch diese Pfarrer ab Juli 1793 als Volksfeinde gebrandmarkt. Jetzt kam es im ganzen Land zu einer regelrechten Entkirchlichungsbewegung: Prozessionen wurden verboten, Kirchen geschlossen, Glocken und wertvolles Kirchenggerät enteignet, Klöster wie das altehrwürdige Cluny dem Erdboden gleichgemacht.³³

Diese Dechristianisierung war von der Errichtung eines Gegenkults der Revolution begleitet, der religiöse Rituale säkularisierte und sich mit Trikolore, Bürgereid, Bruderkuss, Freiheitsbaum, Vaterlandsaltar, Menschenrechtstafeln und Revolutionshymnen eine neue Liturgie gab.³⁴ Dazu kamen die patriotisch bedingten Änderungen von Orts-, Straßen-, Familien- und Personennamen mit christlichen Anklängen, ein republikanischer Katechismus und revolutionäre Gebete. Bei zivilen Trauungen und Bestattungen amtierte der Bürgermeister wie ein Priester, und die Jakobinische Verfassung von 1793 diente als Bibel. Ein Kult der «Göttin Vernunft» wurde an die Stelle der katholischen Messe gesetzt.

Die Revolution hatte sich immer mehr radikalisiert und stellte die alten Autoritäten des Ancien Régime grundsätzlich infrage, insbeson-

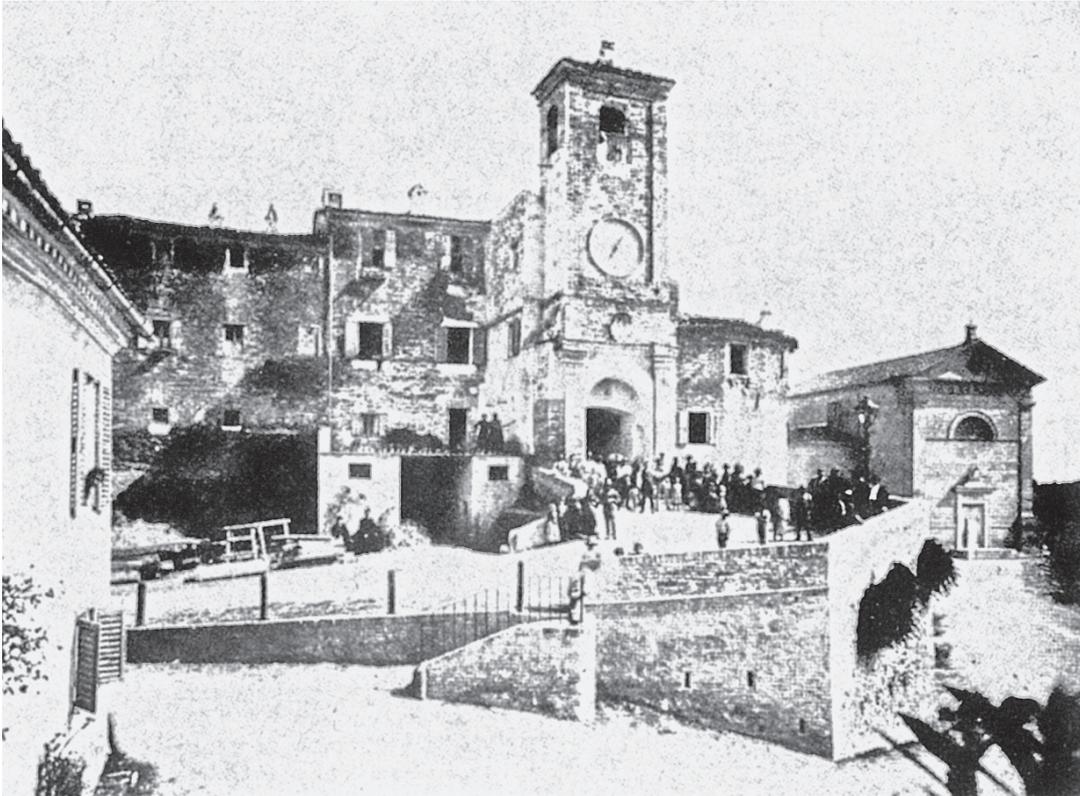
dere die absolute Monarchie und die katholische Kirche. Der Katholizismus galt seither, insbesondere im Bürgertum, als prinzipiell rückschrittlich und unzeitgemäß. Die entscheidende Frage, die sich aus der Französischen Revolution für die Katholiken und ihre Kirchenführer ergab und das ganze neunzehnte Jahrhundert bestimmen sollte, lautete: Würden sich moderner Staat und katholische Kirche doch irgendwie miteinander versöhnen lassen? Oder war dies ausgeschlossen? Wenn die Antwort grundsätzlich negativ ausfiel, dann hatte die katholische Kirche keinen Platz mehr in der modernen Welt.

Senigallia, 1797: Zwei Welten begegnen sich

Anfang März 1797 marschierte General Napoleon Bonaparte in Senigallia ein.³⁵ Durch den Frieden von Tolentino war Pius VI. gezwungen worden, Teile des Kirchenstaats, insbesondere Bologna und Ferrara, an Frankreich abzutreten. In Paris war die Schreckensherrschaft der Jakobiner mit ihren Massenhinrichtungen und einer immer stärkeren Kirchenverfolgung durch die Herrschaft eines fünfköpfigen Kollegialorgans, des Direktoriums, abgelöst worden, das wieder zu einer gemäßigteren Politik zurückkehrte. Es konnte sich vor allem auf die siegreiche französische Armee stützen: Militärische Erfolge im Ausland nahmen den Druck aus dem Kessel im Inneren.

Die französischen Truppen unter Napoleon besetzten die Stadt an der Adria, und die Auswirkungen der Französischen Revolution waren damit nun erstmals direkt, nicht nur durch die Berichte der geistlichen Emigranten erfahrbar. Auch die Familie Mastai Ferretti wurde mit den Folgen des Umsturzes konfrontiert. Im Jahr 5 der neuen Zeitrechnung kam Paris im Jahr des Herrn 1797 in Senigallia an.

Zu dieser Zeit hielt sich der kleine Giovanni Maria – Gianmaria, wie die im Familienkreis gebrauchte Kurzform seines Taufnamens lautete – mit seiner Amme Marianna Chiarini häufig auf dem Landgut der Familie in Roncitelli auf.³⁶ Er scheint auch Jahre nach seiner schwierigen Geburt immer noch eine äußerst schwächliche Konstitution gehabt und nur wenig mit gleichaltrigen Jungen gespielt zu haben. Im Gegensatz zu seinen Brüdern wurde er als Nesthäkchen von allen verhätschelt, und



Als wohlhabende Familie verfügte die Familie über ein Landgut in Roncitelli. Im Alter von fünf Jahren fiel der kleine Gianmaria dort in einen Brunnen, konnte aber im letzten Moment gerettet werden.

seine ganze Kinderstube war letztlich weiblich geprägt. Seine Mutter nannte ihn nicht nur aufgrund seiner weichen Gesichtszüge, die an ein Mädchen erinnerten, sondern auch aufgrund seines Verhaltens «duchesina» – «Prinzesslein».³⁷

Genau in diesen Tagen des Oktobers 1797 fiel Gianmaria auf dem Landgut Roncitelli in einen Brunnen, verlor das Bewusstsein und wäre fast ertrunken. Im letzten Moment wurde er gerettet. Zum ersten Mal in seinem noch jungen Leben kam damals wahrscheinlich die Krankheit, die sein ganzes Leben bestimmen sollte, zum Ausbruch: die Fallsucht oder Epilepsie.³⁸

Später schrieb Mastai Ferretti seine Rettung dem unmittelbaren Eingreifen der Gottesmutter Maria zu.³⁹ Hätte sie ihn nicht herausgezogen, wäre er als Kind gestorben, davon war der spätere Papst zutiefst überzeugt. Wenn alles ins Wanken geriet und schließlich vom Einsturz bedroht war, in Gesellschaft, Staat und Kirche, aber auch im persönlichen

Leben, half am Ende nur die Gottesmutter – das war die Lehre, die er im Rückblick aus diesen einschneidenden Erfahrungen des Jahres 5 neuer beziehungsweise 1797 alter Zeitrechnung ziehen sollte.

Gianmaria war offenbar ziemlich durcheinander. So richtig konnte der Fünfjährige – wen wundert es? – offenbar nicht einordnen, was ihm, seiner Familie, Senigallia und der ganzen Welt widerfuhr. Denn in der Zwischenzeit hatte Frankreich nicht nur den gesamten Staat des Papstes, sondern auch Rom, die Ewige Stadt selbst, besetzt, und Papst Pius VI. ins französische Exil verschleppt.⁴⁰ Man begann im Hause Mastai daraufhin, intensiv für die Feinde der Kirche und ihre baldige Umkehr zu beten. Gianmaria war traurig über die Entführung und die Passion des «Papa bello», des guten Papstes Pius VI., durch die bösen Franzosen.⁴¹

Aber viele der jungen französischen Soldaten, die in Senigallia stationiert waren, erschienen dem Jungen gar nicht böse, sondern waren ihm sogar sympathisch. Es waren zwar auch einige Kirchenkämpfer darunter, aber die meisten gingen als Katholiken am Sonntag in die Kirche. Verwirrt scheint Giovanni Maria seine Mutter gefragt zu haben, ob wirklich alle Franzosen böse seien. Und Donna Caterina antwortete: «Nein, zum Großteil sind sie gut und beten mit uns für die Kirche und den Heiligen Vater.» Für die Bekehrung der Anderen «müssen wir aber unsere Anstrengungen beim Beten verdoppeln».⁴²

Bei einer eigens inszenierten religiösen Großveranstaltung wurde die wundertätige Madonna von Senigallia, die auch in dieser Notlage helfen würde, so wie sie bisher immer geholfen hatte, mit Gebet, Gesang und Prozession bestürmt. In der Stadt herrschte eine seltsam enthusiastische Atmosphäre: Mit ganz traditionellen katholischen Mitteln, einem Sprung ins Übernatürliche, wollte man dem in der realen Welt stattfindenden Umsturz und dem drohenden Traditionsbruch begegnen. Der junge Giovanni Maria dürfte von seiner Mutter oder wenigstens seiner Amme zu diesem Ereignis mitgenommen worden sein.⁴³

Gleichzeitig tat sich aber für den Jungen eine ganz andere Möglichkeit des Umgangs mit den Revolutionären und den Ideen auf, für die die Französische Revolution stand. Giovanni Maria ging nämlich eine enge Freundschaft mit dem Sohn eines «Jakobiners» der Stadt ein, wie man die entschiedenen Liberalen und Revolutionsanhänger damals nicht selten nannte, der zum treuesten Gefährten seiner Kindheit und Jugend werden sollte.⁴⁴ Wahrscheinlich geht sein späterer Enthusiasmus für die

französische Armee und vor allem für Napoleon auf diese Freundschaft zurück.

Zwei einander diametral widersprechende Optionen der Reaktion auf die Revolution lagen damit für Giovanni Maria auf dem Tisch: entweder die Begeisterung für die neuen Ideen und die für sie eintretenden Menschen oder die prinzipielle Ablehnung der Revolution als gottlos und die daraus resultierende Flucht in eine traditionelle katholische Frömmigkeit, die darauf setzte, dass die Gottesmutter auch ganz konkret in dieser Welt helfen konnte, wenn man sie nur intensiv genug verehrte.

Paris, 1799 bis 1806:

Napoleon und das Mysterium der sozialen Ordnung

In Paris nahmen die Ereignisse für die katholische Kirche durch die Ablösung der Jakobiner einen überraschend positiven Verlauf. Eine Militärdiktatur lag in der Luft: Tatsächlich putschte der erfolgreichste aller Generäle, der Korse Napoleon Bonaparte, am 9. November 1799 gegen das Direktorium und konnte schließlich eine Alleinherrschaft errichten. Er leitete umgehend eine Änderung der französischen Kirchenpolitik ein, weil er die katholische Kirche als unverzichtbaren Stabilitätsfaktor seiner Herrschaft betrachtete: «Was mich angeht, so sehe ich in der Religion nicht das Mysterium der Fleischwerdung, sondern einzig das Mysterium der sozialen Ordnung.» Seinen Beratern gegenüber vertrat Napoleon die Position, in einem Staat ohne Religion lasse sich keine Ordnung durchsetzen; eine richtige Religion sei vielmehr der «Impfstoff der Fantasie gegen alle Arten eines zerstörerischen und absurden Glaubens».⁴⁵

In einer Ansprache am 5. Juni 1800 vor der Mailänder Stadtgeistlichkeit legte Napoleon seine Grundsätze erstmals öffentlich dar. Er bezeichnete dabei die katholische Religion als «die einzige», die «einer wohlgeordneten Gesellschaft das wahre Glück verschaffen und die Grundlagen einer guten Regierung befestigen» könne. Gleichzeitig versprach er einen umfassenden staatlichen Schutz für den Katholizismus. Napoleon zeigte sich überzeugt, dass es unter allen Religionen keine gebe, die «sich so den verschiedenen Regierungsformen» anpasse «wie die katholische». Und weiter: «Keine Gesellschaft kann bestehen ohne Moral; es gibt aber auch

keine gute Moral ohne Religion. Folglich gibt die Religion dem Staate eine feste und dauerhafte Stütze. Eine Gesellschaft ohne Religion gleicht einem Schiff ohne Kompass. Ein solches Schiff kann weder seinen Lauf sicherstellen noch hoffen, in den Hafen einzulaufen.»⁴⁶

Wollte der Aufsteiger Napoleon seine neue monarchische Herrschaft nach den revolutionären Wirren sichern, so war eine kirchliche Legitimation äußerst hilfreich. Dazu musste er aber zuerst das in Frankreich seit 1792 bestehende Schisma beenden. Aber wie konnte er das katholische Kirchenwesen neu ordnen, ohne auf heftigen Widerspruch von einer der verfeindeten Seiten zu stoßen? Die «konstitutionelle» staats-treue Kirche, ihre Bischöfe und ihre Pfarrer, wurde vom gläubigen Volk weitgehend abgelehnt. Sie würde aber einer staatlichen Anordnung jederzeit folgen. Die Eidverweigerer und insbesondere die ins Ausland emigrierten, royalistischen Bischöfe und Pfarrer, die bei den Gläubigen in hohem Ansehen standen, würden jedoch eine einseitige staatliche Anordnung keinesfalls akzeptieren. Im Gegenteil: Ihr Widerstand gegen die französische Regierung und Bonaparte würde durch einen solchen Schritt noch größer werden. Für diese Kirchenmänner gab es nur eine Autorität: den römischen Papst. Er allein konnte den Eidverweigerern befehlen, sich in den französischen Staat zu integrieren oder gar ihr Amt aufzugeben – so die grundlegende Einsicht Napoleons. «Wenn es keinen Papst gegeben hätte, hätte man ihn erfinden müssen», soll er in diesem Zusammenhang gesagt haben.⁴⁷ Wenn es Napoleon gelänge, in einem Vertrag mit dem Papst die französische Kirchenfrage zu lösen, würde er dadurch außerdem hohes internationales Ansehen gewinnen und seine Herrschaft zusätzlich legitimieren können.

Der neue starke Mann Frankreichs ließ deshalb dem neuen Papst Pius VII. umgehend Konkordatsverhandlungen anbieten.⁴⁸ Pius VI. war 1799 im französischen Exil in Valence gestorben, und zu seinem Nachfolger war im März 1800 der kirchenpolitisch pragmatisch agierende Luigi Barnaba Chiaramonti gewählt worden. Die Verhandlungen standen freilich vor einer ganzen Reihe von Problemen, denn die Restitution des Katholizismus als Staatsreligion, wie es ihn im Ancien Régime gegeben hatte, war schlicht undenkbar geworden: Die revolutionären Prinzipien des säkularen Staates und der Kultusfreiheit ließen sich nicht mit einem Federstrich beseitigen. Auch die Wiederherstellung des geistlichen Standes als Verfassungsorgan sowie die Rückerstattung des säku-

larisierten Kirchengutes erwiesen sich als unmöglich, da dies zum größten Teil bereits an Privatleute verkauft war.

Napoleon wollte sich außerdem vom Papst unbedingt das Recht auf freie Bischofsernennung zusichern lassen. Der Klerus sollte ein Beamtengehalt beziehen und dadurch in staatlicher Abhängigkeit gehalten werden. Pius VII. war zunächst nicht bereit, diese Forderungen zu akzeptieren, obwohl ihm klar war, dass er nur durch ein Abkommen mit Napoleon die schlimmsten Folgen der Dechristianisierung bekämpfen und die Kirche in der französischen Gesellschaft halbwegs stabilisieren konnte. Nach langem Hin und Her kam es am 15. Juli 1801 schließlich zur Unterzeichnung des Konkordats.⁴⁹

Den Traum, den Katholizismus in Frankreich wieder zur Staatsreligion zu machen, musste der Papst begraben. Heraus kam die schwammige Formulierung, der Katholizismus sei die «Religion der großen Mehrheit der Franzosen». Entscheidend waren die Neugliederung der französischen Diözesen durch den Heiligen Stuhl (Artikel 2) und die Anordnung des Papstes an alle bisherigen französischen Bischöfe, auf ihr Amt zu verzichten. Davon waren die konstitutionellen Bischöfe, die den Eid auf die Zivilkonstitution geschworen hatten, genauso betroffen wie die oppositionellen Bischöfe, die in ihrem Widerstand gegen die Revolutionsregierung ein Jahrzehnt zuvor der Weisung des Papstes gefolgt waren und die Zustimmung zur Zivilkonstitution verweigert hatten (Artikel 3). Napoleon erhielt das Vorschlagsrecht für alle Bischofsstühle (Artikel 4). Bischöfe und Priester wurden zum Treueeid auf die Verfassung verpflichtet (Artikel 5/6). Im Gegenzug wurde der katholischen Kirche Frankreichs weitgehende innere Autonomie gewährt.

Die konstitutionellen Bischöfe verzichteten ohne größere Probleme auf ihre Ämter, weil die Weisung der Regierung der des Papstes entsprach. Von den Widerstandsbischöfen, die ins Exil gegangen waren, gaben achtundvierzig ihr Amt nach päpstlicher Aufforderung auf, siebenunddreißig weigerten sich jedoch, so dass Pius VII. sie absetzen musste. Durch diesen päpstlichen Akt wurde nach einem knappen Jahrzehnt das Schisma in Frankreich überwunden.

Vor allem zwei Zugeständnisse Roms lösten heftige Kritik aus. Zum einen die Gewährung der Bischofsernennung durch den Staat: Rom argumentierte hier, man habe Napoleon dieses Vorrecht nur aufgrund eines päpstlichen Privilegs gnadenhalber übertragen und könne dieses

natürlich jederzeit auch wieder zurücknehmen. Zum anderen die Preisgabe der romtreuen Bischöfe: Dieser Schritt wurde nicht nur als politische Schwäche Roms, sondern vor allem als schwere Ungerechtigkeit interpretiert. Die Oberhirten, die ein Jahrzehnt lang den Kopf für den Papst hingehalten und schlimme Demütigungen und Verfolgungen erduldet hatten, wurden als Dank für ihre Treue ohne viel Federlesens abgesetzt.

Die ehemals selbstbewussten Bischöfe Frankreichs, die im Zeitalter des sogenannten Gallikanismus des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts ihre Diözesen weitgehend autark und ohne große Einmischung des Papstes geführt hatten, waren nun nicht einmal mehr gefragt worden. Die Bischöfe vor Ort waren unbedeutend, entscheidend war, was Staatspitze und Heiliger Stuhl aushandelten. Napoleon erkannte allein den Papst als kirchlichen Verhandlungsführer an. Damit war eine wichtige Grundlage für den sogenannten Ultramontanismus des neunzehnten Jahrhunderts gelegt. Denn dem Papst wurde erstmals in der Geschichte von einem Staatsoberhaupt – wenn auch im eigennützigen Interesse – der volle Jurisdiktionsprimat über die gesamte katholische Kirche und vor allem über die Bischöfe zuerkannt.

Die radikalere Richtung der Revolutionäre hatte im Konkordat zwar die Weiterbeschäftigung der verheirateten katholischen Priester nicht durchsetzen können, sie erzwang jedoch 77 *Organische Artikel* als verbindliche staatliche Interpretation des Textes, die Napoleon gemeinsam mit dem Konkordat zur Ratifizierung vorlegen musste.⁵⁰ In diesen Artikeln nahm der Staat einen Teil der Zugeständnisse vor allem im Hinblick auf die interne Autonomie der Kirche wieder zurück. So wurden etwa das staatliche Placet für päpstliche Dekrete (Artikel 1), die Verpflichtung der Theologen auf die gallikanischen Artikel (Artikel 24), die Vorschrift, keine Synoden ohne staatliche Zustimmung abzuhalten (Artikel 4), das Verbot der Einrichtung von Nuntiaturen ohne Regierungserlaubnis (Artikel 2) und der *Recursus ab abusu*, also die Möglichkeit zur Anrufung der Staatsgewalt gegen einen Missbrauch der Kirchengewalt (Artikel 6–8), wieder eingeführt und die Bischöfe einer strengen Kontrolle durch das Kultusministerium unterstellt (Artikel 16). Der Protest Pius' VII. gegen die *Organischen Artikel* und den Bruch des Konkordats, der aus ihnen resultierte, blieb folgenlos.

Das Konkordat hatte eine freie Ausübung der katholischen Religion

zugestanden, die *Organischen Artikel* griffen dagegen massiv in das Innenleben der katholischen Kirche ein. Diese Art des Vorgehens sollte im Hinblick auf die deutschen Staaten typisch für das Verhältnis von Staat und Kirche im neunzehnten Jahrhundert werden, die die Verhältnisse durch Konkordate und Zirkumskriptionsbullen ordnen sollten. Mit schöner Regelmäßigkeit brauchte man den Papst zur Neuerrichtung von Diözesen, die häufig mit dem historischen Herkommen brachen und den neuen staatlichen Gegebenheiten – Diözesangrenzen sollten den Landesgrenzen entsprechen – angepasst wurden. War dies geschehen, erließen die Staaten ganz im Sinne der *Organischen Artikel* Gesetze mit dem sprechenden Titel: «Die Regelung des staatlichen Aufsichtsrechtes über die katholische Landeskirche betreffend.»⁵¹

Auf Grundlage des Konkordats und der *Organischen Artikel* konnte wenigstens die äußere Organisation der Kirche in Frankreich, die durch die Revolution weitgehend zerstört worden war, stabilisiert werden.⁵² Verschiedene Gesetze Napoleons erhöhten zudem das Prestige der katholischen Kirche. So durften etwa die Kinder wieder die Namen von Heiligen erhalten, was die Jakobiner streng verboten hatten. Außerdem wurden einige weibliche Kongregationen und Orden, die in der Krankenpflege und Mädchenbildung tätig waren, wieder zugelassen. Einkehrtage, Wallfahrten, katholische Zeitungen, Zeitschriften und Hauskalender etablierten als Gegenbewegung zur Dechristianisierung der Revolution vor allem auf dem Land im Laufe der Jahre eine neue kirchliche Frömmigkeit. Allerdings wurden insbesondere gebildete gesellschaftliche Kreise Frankreichs davon nicht erfasst. Zum 1. Januar 1806 gab Napoleon den Revolutionskalender auf und kehrte zur christlichen Zeitrechnung zurück. Damit war nach dem radikalen Angriff auf die katholische Kirche von 1792 wenigstens ein gewisser Rahmen für ihren Fortbestand gegeben.⁵³

Senigallia, 1799 bis 1814: Alles gerät aus dem Lot

In der Stadt an der Adria ging das Leben des jungen Giovanni Maria seinen gewohnten Gang, zumindest in religiöser Hinsicht, denn die kirchlichen Institutionen funktionierten nach wie vor. Von einem Bruch

mit der kirchlichen Tradition wie in Frankreich war in Senigallia nichts zu spüren. So empfing Gianmaria am 6. Juni 1799 das Sakrament der Firmung. Und im Jahr, in dem die Säkularisation der Reichskirche in Deutschland endgültig beschlossen werden sollte, am 2. Februar 1803, ging er zur Ersten Heiligen Kommunion. An diesem Tag schenkte seine Mutter ihm ein Medaillon mit der Madonna della Speranza. Nach Auskunft seiner Seligsprechungsakten soll Giovanni Maria an diesem Tag zum ersten Mal den Wunsch in sich verspürt haben, Priester zu werden.⁵⁴ Ob dies historisch zutrifft oder ob es sich nicht doch eher um eine nachträgliche fromme Stilisierung handelt, steht dahin.

Einen Höhepunkt und eine willkommene Unterbrechung des Alltags stellte ohne Zweifel der Besuch Pius' VII. in Senigallia am 21. und 22. Juni 1800 dar. Der neue Papst war wegen der Besetzung Roms durch französische Truppen in Venedig unter österreichischem Schutz gewählt worden und befand sich auf dem Weg in die Ewige Stadt. Er logierte im Bischofspalast, wo ihm auch die Familie Mastai Ferretti vorgestellt wurde. Offenbar übte der Papst einen enormen Eindruck auf den kleinen Gianmaria aus. Pius VII. «blieb *sein* Papst, die magische Personifikation der Dynastie der Vikare Christi».⁵⁵

Die nächsten sechs Jahre vom Oktober 1803 bis zum Oktober 1809 verbrachte der junge Mastai als Schüler des Internats der Piaristen in Volterra.⁵⁶ Die Bischofsstadt lag in der Provinz Pisa im Großherzogtum Toskana außerhalb des Kirchenstaats rund einhundertsechzig Kilometer von Senigallia entfernt. Nur in den großen Ferien im Herbst kam Giovanni Maria für sechs Wochen zu seiner Familie nach Senigallia zurück. Seine Brüder Giuseppe und Gaetano, die als Kadetten in der österreichischen Armee gedient hatten, waren inzwischen zum Nobelpardisten des Großherzogtums Toskana und zum Offizier der Päpstlichen Armee aufgestiegen.

Der Vorschlag, Gianmaria nach Volterra zu schicken, ging auf den Bruder des Vaters zurück, den Domherren an der Kathedrale von Senigallia, Andrea Mastai Ferretti, der den Jungen auch getauft hatte. Dieser war mit einigen Patres, die dort als Lehrer tätig waren, persönlich bekannt, was letztlich den Ausschlag für die Wahl des Internats gegeben haben dürfte. Die schulische Ausbildung am Kolleg San Michele dauerte sieben Jahre und war in drei Zyklen eingeteilt.⁵⁷ Die zweijährige «Grammatikschule» diente vor allem dem Unterricht in Italienisch, der Grund-

legung von Geschichte und Geographie sowie einer ersten Einführung in Latein und Griechisch. Die folgende «Scuola d'Humanità» vertiefte drei Jahre lang die Sprachkenntnisse in Italienisch, Latein und Griechisch sowie die Studien in Geschichte, Geographie und Mythologie. Die abschließende zweijährige «Scuola di Rettorica» wandte sich der höheren Mathematik und experimentellen Physik sowie der Philosophie zu. Als Wahlfächer kamen Französisch, Gesang, Bildende Kunst, Architektur und Musik hinzu. Gianmaria lernte Bratsche und Flöte spielen. Rhetorische Übungen, Disputationen und Theaterspielen gehörten zum ganzheitlichen Ansatz. Die Lehrer achteten in Schule und Internat auf strengste Disziplin, wie der spätere Papst im Rückblick mehrfach betonte. Giovanni Maria scheint insgesamt aber eher nur mittelmäßige Leistungen erzielt zu haben. Orthographie und Syntax sollten auch in seiner Zeit als Papst äußerst fehlerhaft bleiben.⁵⁸ Neben der gymnasialen Ausbildung ging es den Piaristen vor allem um eine religiöse Formung ihrer Zöglinge, die von einer besonderen Marienverehrung geprägt war.

Die intensive Verehrung der Gottesmutter konnte die Jugendlichen jedoch nicht vollständig gegen den Charme des Bonapartismus immunisieren. Der Faszination, die Napoleon, der neue Kaiser der Franzosen und erfolgreiche Feldherr, auf zahlreiche junge Menschen ausübte, erlag auch Giovanni Maria, auch wenn die hagiographische Geschichtsschreibung dies gerne bestreitet.⁵⁹ Der Verfasser der Jugendbiographie Pius' IX., der italienische Journalist Carlo Falconi, hat den jungen Mastai sogar als einen «glühenden Napoleonisten» bezeichnet. Vor allem die Aura Napoleons als genialer Feldherr scheint Giovanni Maria in ihren Bann gezogen zu haben. Falconi konnte in der Bibliothek Mastais zahlreiche Werke über Kriegsführung und ihre Technik, über die Geschichte von Schlachten und militärische Strategie nachweisen, die er wahrscheinlich in seiner Gymnasialzeit anschaffte und die von einer «Passion für militärische Lektüre» Zeugnis ablegten. Gianmaria scheint mit der Besetzung Senigallias und der Marken durch französische Truppen und der Vereinigung dieser an sich päpstlichen Gebiete mit dem neuen Königreich Italien durchaus einverstanden gewesen zu sein.⁶⁰

Über die Zeit in Volterra zogen dunkle Wolken, denn vor allem in den Jahren 1807 bis 1809 hatte Giovanni Maria immer häufigere und schlimmere epileptische Anfälle. Sein Heimatbischof Kardinal Fabrizio Testaferrata Sceberras schrieb 1818 im Rückblick auf diese Zeit, Giovanni

Maria sei damals von «Anfällen in hoher Frequenz» heimgesucht worden.⁶¹ Er selbst sprach von «wiederholten epileptischen Anfällen», die mit «anhaltenden Schwindelattacken» und «Taubheitsgefühlen im Kopf» einhergingen.⁶² Auch nach Abklingen der Anfälle sei er «stets von einer Schwäche seines Gedächtnisses gequält worden», die zu einer «Konfusion der Gedanken» geführt und ihn daran gehindert habe, eine Idee konsequent zu Ende zu verfolgen, was sich als «prinzipielles Hindernis, den Heiligen Studien zu obliegen», erwies.⁶³ Gianmaria geriet in den «Schraubstock» dieser Krankheit, die er selbst und zahlreiche Zeitgenossen eindeutig als Epilepsie identifizierten.⁶⁴

Mastais Jugendbiograph, Carlo Falconi, führt eine ganze Reihe von Eigenschaften wie «extremer Gefühlsüberschwang und leichte Beeindruckbarkeit, Impulsivität und Unbeständigkeit, Hang zum Überschwang, eruptive Ausbrüche des Jähzorns, fortdauernde geistige Verwirrung, autoritär-despotisches Verhalten», die er im weiteren Leben von Mastai ausmachen zu können glaubt, auf die Epilepsie zurück.⁶⁵ Diese einseitige Sichtweise, die Epilepsie für alle negativen Charaktereigenschaften Mastais verantwortlich zu machen, ist genauso wie die Versuche der anderen Seite, die Krankheit und ihren Verlauf herunterzuspielen, problematisch. Weder die eine noch die andere Lesart wird der schwerwiegenden Erkrankung wirklich gerecht. Giovanni Maria Mastai Ferretti steht schließlich in einer langen Reihe von herausragenden Persönlichkeiten der Weltgeschichte, die ebenfalls Epileptiker waren, allen voran Napoleon Bonaparte.

Die Anfälle waren so schlimm, dass Giovanni Maria im Oktober 1809 ein Jahr vor Abschluss der schulischen Ausbildung von einem Pater des Piaristenkollegs persönlich von Volterra nach Senigallia zurückgebracht werden musste. Ohne Begleitung wäre diese mehrtägige Reise wohl kaum zu bewerkstelligen gewesen. Der junge Mastai war am Boden zerstört und fühlte sich in seiner Heimatstadt eingesperrt. Jeder kannte ihn, und jeder kannte sein Leiden. Es schien für ihn keine Perspektive mehr zu geben. Die Krankheit stand einer weltlichen und gleichermaßen einer geistlichen Karriere im Wege. Wer konnte sich schon ein Mitglied einer militärischen Garde oder einen kommunalen Beamten vorstellen, der ständig im Dienst umfiel? Aber auch ein Priester, der mit dem Allerheiligsten in der Hand am Altar zu Boden stürzte, war nicht denkbar. Epilepsie war nicht umsonst ein Weihehindernis, wer daran litt, konnte

nicht Priester werden.⁶⁶ Der Vorhang in Volterra zu und kein Weg offen – so lautete die traurige Einsicht.

Eine dauerhafte Rückkehr nach Senigallia konnte aber auch keine Lösung sein. Wenn sich irgendwo ein Türchen auftun konnte, dann doch in Rom, der Stadt der unbegrenzten Möglichkeiten. Gianmarias Onkel Paolino, ein weiterer Bruder des Vaters, war an der Kurie tätig, verfügte über beste Kontakte zu den wichtigsten Adelsfamilien der Stadt und wohnte im Quirinalspalast, der damaligen eigentlichen Residenz der Päpste in Rom.

Deshalb ging Giovanni Maria, nachdem die epileptischen Anfälle etwas nachgelassen hatten, noch im Winter 1809 zu seinem Onkel nach Rom. Dieser Aufenthalt wurde in der Forschung unterschiedlich gedeutet: Yves Chiron behauptet, gestützt auf die Seligsprechungsakten, Giovanni Maria sei nach Rom gegangen, um hier Studien für eine künftige klerikale Laufbahn zu beginnen.⁶⁷ Carlo Falconi dagegen sieht den jungen Grafen eher in der Rolle des Touristen in der Ewigen Stadt, der über die Netzwerke seines Onkels erste Verbindungen zu adeligen Familien knüpfen wollte – eine spätere Heirat nicht ausgeschlossen.⁶⁸ Die Gefangennahme Pius' VII. und seine Verschleppung nach Frankreich durch Napoleon machten der ganzen Sache – gleichgültig, ob es eine Kavaliertour oder ein Studienbeginn war – allerdings ein rasches Ende.

Der kranke Jugendliche kehrte deshalb desillusioniert nach Senigallia zurück. Aber die Stadt seiner Kindheit erschien ihm nun noch fremder. Auch seine Familie hatte sich verändert. Der Zusammenbruch der alten Ordnung infolge der Französischen Revolution hatte auch die Mastai Ferretti in Senigallia erreicht. Der Vater hatte alle seine Ämter verloren und war politisch ohne Einfluss. Das vom Großvater ererbte Vermögen hatte sich in Luft aufgelöst. Die für die standesgemäße Verheiratung seiner Schwestern notwendigen Mitgiften waren kaum noch aufzubringen. Was er in den nächsten Jahren genau trieb, ist unklar. Einen festen Plan scheint er jedenfalls nicht gehabt zu haben. Offenbar wollte Giovanni Maria aus den engen moralischen und kirchlichen Vorgaben des Elternhauses ausbrechen und die Freiheit der Revolution auch im eigenen Leben umsetzen. Falconi bezeichnet ihn sogar als «Dandy» aus Protest.⁶⁹ Er suchte Zerstreuung beim Reiten, Ballspielen und in der Musik.

Auf jeden Fall ist eine Reihe von Versuchen bezeugt, irgendwie in eine militärische Laufbahn hineinzukommen. Am liebsten wäre er sogar

in ein napoleonisches Regiment eingetreten, zur Not hätte es auch die österreichische Armee getan.⁷⁰ Wiederholte epileptische Anfälle machten das aber ebenfalls unmöglich. Auch Interventionen eines Freundes, der zur Entourage Napoleons gehörte und eine Ausnahmeregelung für Mastai erreichen wollte, war kein Erfolg beschieden.

In diesen Zusammenhang gehört auch eine Liebesgeschichte, die heftige Auseinandersetzungen in der Historiographie ausgelöst hat. Es geht um die Affäre mit einer Freundin Gianmarias aus Kindertagen, Giacinta Marchetti, die inzwischen mit dem Grafen Francesco Milzetti, einem Colonel der französischen Ehrengarde des Königreichs Italien, verheiratet war. Carlo Falconi liest aus den Briefen des achtzehnjährigen Mastai an die fast gleichaltrige Giacinta eine «verbotene Liebe» zu einer verheirateten Frau heraus.⁷¹

Die apologetische Literatur sucht diese Deutung mit allem Nachdruck zurückzuweisen. Ein künftiger Papst und Heiliger musste vor derartigen sexuellen Anfechtungen natürlich absolut gefeit geblieben sein. Eine Verliebtheit des jungen Grafen zur «amabilissima contessina», wie sie aus den Briefen an Giacinta durchaus spricht, konnten aber auch die Verteidiger Mastais nicht leugnen und versuchten deshalb, die schmach tenden Formulierungen auf die Ebene einer reinen Minne zu heben. Giovanni Maria habe in Giacinta einfach das «Ideal einer Frau» gesehen und sie entsprechend unschuldig als für ihn unerreichbar verehrt.⁷²

Der französische Journalist und Historiker Yves Chiron argumentiert ganz auf dieser Linie, wenn er feststellt, dass die Briefe nie die Grenzen des Anstands überschritten hätten. Eine gewisse Verliebtheit Giovanni Marias in Giacinta musste er aber dennoch einräumen und zugeben, dass sich der junge Mastai in den Jahren zwischen 1810 und 1814 eher wie «ein weltlicher junger Mann aufführte als ein zukünftiger Priester».⁷³

Die Briefe sprechen jedenfalls eine recht eindeutige Sprache. So berichtet Gianmaria Giacinta in einem Schreiben beispielsweise von den Versuchen einer Mutter, ihn mit ihrer Tochter zu verkuppeln: «Nach meiner Rückkehr aus der wunderbaren Stadt Bologna habe ich mich gar nicht mehr aus der Heimat entfernt, und ich musste bis jetzt gegen die Angriffe einer Mutter ankämpfen, die mich verpflichten wollte, ihre Tochter (von der Ihnen Giuseppe erzählt hat) zu heiraten. In Wahrheit habe ich mir nie ein Eheversprechen aus dem Mund ziehen lassen, und ich war auch nie in ihrem Haus gewesen; ich werde nur wohl so unvor-



*Der junge Graf Giovanni
Maria Mastai Ferretti im
Alter von achtzehn Jahren.*

sichtig gewesen sein, sie in den vergangenen Monaten mit einigem Interesse angeschaut zu haben und ihr im Theater im Beisein der Mutter einige Besuche abgestattet zu haben. Aber genug davon, ich bin dem Sturme entkommen, und ich lege ein Gelübde ab, von jetzt an die Jungfern mit dem heiligen Auge des Eremiten anzuschauen. Ich muss das auch den verheirateten Frauen gegenüber tun, weil es notwendig ist, während es auf der Welt *eine* gibt, die mich allen anderen gegenüber gleichgültig macht.»

Mastai unterstreicht das «eine» in seinem Brief an Giacinta und fährt fort: «Meine Mutter grüßt Sie von Herzen und dankt Ihnen, dass Sie sie in Erinnerung behalten: Sie selbst hat sich inzwischen wieder vollständig erholt. Meine Schwägerin und Giuseppe grüßen Sie ... Apropos, ich weiß nicht, ob Sie wissen, dass die Giraldi Mutter eines schönen Jungen geworden ist und dass der Ehemann höchst zufrieden ist. Der Wunsch, zurückzukommen, um Sie wiederzusehen, ist sehr groß, aber ich weiß nicht, wann ich ihn werde umsetzen können: Gewiss ist, dass eine zweite Reise den Begierden⁷⁴ aller beider mehr entsprechen würde. Unsere Abgeordneten haben so wenig zum Vorteil der Messe erreicht, dass ich gerade die Hoffnung verliere, dass Sie zu der Gelegenheit nach Senigallia

kommen werden. Seien Sie erneut versichert. Ihr ergebener Freund, Giovanni M. Mastai.»⁷⁵ Es war ohne Zweifel eine Liebesbeziehung, sie blieb aber, nach allem was wir wissen, platonisch.

Für die Jahre von 1809 bis 1814 in Senigallia kann man bei Gianmaria mit einigem Recht von einem «Jahrfünft der Verwirrung» sprechen.⁷⁶ Die Langeweile und Monotonie in der Stadt an der Adria haben ihm die Perspektivlosigkeit seiner Situation noch einmal drastisch vor Augen treten lassen. Sein Leben schien vorbei, bevor es richtig begonnen hatte. Alle gesellschaftlichen Ablenkungsversuche wie Konzerte, Flöten- und Bratschenspiel oder Ausritte zu Pferd in die Umgebung der Stadt konnten ihn nicht trösten, der Traum einer glücklichen Liebe blieb unerfüllt, dandyhaftes Auftreten war nichts als eine hohle Fassade. Eine tiefe Melancholie war die Folge. Nachdem alle Versuche gescheitert waren, scheint der Zweiundzwanzigjährige im Laufe des Jahres 1814 mit dem Gedanken gespielt zu haben, eine geistliche Karriere einzuschlagen, was er aber sofort wieder verwarf. Resignierend schrieb er an einen Freund: «Das Beste wäre, die Soutane anzuziehen und das Kollar zu nehmen. Aber unglücklicherweise fehlt mir jede Berufung.»⁷⁷

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de